

# Fischer und die Vertriebenen

Von Karl Münch

Joseph (Joschka) Martin Fischer ist uns kein Unbekannter. Als Außenminister in Diensten der Bundesrepublik Deutschland bereist er seit 1998 die Welt, verhandelt und konferiert mit den Mächtigen und weniger Mächtigen dieser Erde.

Grün ist unser Joschka, was die Farbe seiner politischen Parteizugehörigkeit angeht. Und als Linken bezeichnet er sich, wenn man ihn nach seiner geistigen Heimat fragt.

Als erster grüner Minister in der hessischen Landesregierung unter Ministerpräsident Holger Börner ist er uns ins Gedächtnis eingegangen – als er bei seiner Vereidigung in Jeans und Turnschuhen das Land brüskierte.

Später, als Joschka es schließlich bis zum deutschen Außenminister gebracht hatte, wurden wir gewahr, was Fischer mit seiner Vergangenheit als Linker gemeint hat: Mitglied einer brutalen Schlägertruppe aus der Frankfurter Hausbesetzerszene war er gewesen, die Anfang der 1970er Jahre Polizisten aufmischte. Joschkas Rolle bei einem Angriff auf Polizisten am 10. Mai 1976 ist bis heute jedenfalls nicht ganz geklärt. In einem Hagel von Molotow-Cocktails fing ein Ordnungshüter Feuer und wurde dabei lebensgefährlich verletzt. Fischer hat wohl nicht selber zu den Werfern gehört, allerdings während der vorabendlichen Diskussion als Gesprächsleiter nichts zur „Deeskalation“ beigetragen. Aber wenn man erst einmal Außenminister ist, macht das nichts mehr. Dem Mächtigen zu verzeihen, ist eine in unserem Land gern geübte, aber deshalb noch lange nicht moralisch tugendhafte Geste. Daß den Joschka schließlich doch irgendwann die Vernunft packte und er einsah, daß man in Deutschland Revolutionen nicht auf der Straße macht, sondern nur im Verborgenen, durch die Hintertür erfolgreich vollzieht, haben wir auf diesem Wege auch erfahren. Aus dem einstigen Straßenkämpfer wurde zunächst ein Schreibtischtäter – Redakteur irgendeines linksrevolutionären Kampfblättchens. Auch mit Arbeiten hat's der Joschka mal versucht. Um die Belegschaft auf ihre Ausbeutung hinzuweisen und fit für den Klassenkampf zu machen. Nur leider wollte davon unter Joschkas Kollegen keiner etwas wissen. Also ließ er das mit dem Arbeiten schnell wieder sein. Welch ein Glück, daß es da Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre die frisch aufkeimende grüne Umwelt

schutzbewegung gab. Ein herrlicher Tummelplatz für junge, aufstrebende Revolutionäre im Westentaschenformat. Und wie geschaffen für unser ambitioniertes Vollbluttalent. Von dort war der Weg über den hessischen Landtag und die dortige Regierungsbank über den Bundestag zu Bonn bis ins Berliner Auswärtige Amt kein Zufall mehr.



*Außenminister Fischer*

Und nun sitzt er dort in Berlin, Werderscher Markt 1, und wenn er dort nicht sitzt, sondern stattdessen – wie das Amt es erfordert – die meiste Zeit im Regierungsjet, um die äußeren Angelegenheiten unseres Landes zu regeln, dann schauen die meisten unserer Landsleute bewundernd auf, welch weiten Weg – und das nicht nur im geographischen Sinn – dieser Mann doch inzwischen zurückgelegt hat: vom marxistischen, prügelnden Straßenkämpfer zum respektablen und weltweit geachteten Staatsmann in teuren italienischen Designer-Anzügen.

Aber unser Joschka wäre nicht Joschka, wenn er nicht immer wieder für eine biographische Überraschung gut wäre. Nein, nicht nur linker Revolutionär ist unser amtierender Außenminister gewesen, er sei auch „Heimatvertriebener der zweiten Generation“, bekannte Joschka in einem

Interview für die „Zeit“ vom 28.8.2003. Da merkt man überrascht auf, war uns doch dieses biographische Detail des an 12. April 1946 in Gerabronn/Baden-Württemberg als drittes Kind eines Metzgers geborenen Joseph Martin entgangen. Und wie der erst nach Kriegsende bereits in Westdeutschland geborene Klein-Joschka ein „*ungarndeutsches Flüchtlingskind*“ sein soll, zu dem ihn die Fragensteller Gunter Hoffmann und Bernd Ulrich machen wollen, entzieht sich selbst einer wohlwollenden Logik. Als Flüchtlingskinder werden gemeinhin jene bezeichnet, die entweder die Flucht selbst mitgemacht haben oder während dieser geboren worden sind. Nicht jedoch jene, die als Nachfahren der Flüchtlinge bereits im sicheren Westen zur Welt kamen.

Aber wir wollen in dieser Frage nicht päpstlicher sein als der Papst. Schließlich kann auch eine genügend stark empfundene geistige Verwandtschaft dazu führen, daß sich Nachgeborene als Schlesier, Ostpreußen usw. fühlen. Und was diesen Recht ist, soll dem Joschka an dieser Stelle nur billig sein. Verwunderlich bleibt allenfalls der Zeitpunkt seines freimütigen Bekenntnisses.

Und da drängt sich natürlich die Nähe zu jener Debatte um das „*Zentrum gegen Vertreibung*“ auf, die augenblicklich mit großer Heftigkeit geführt wird. Die Befürworter, allen voran die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen, Erika Steinbach, und der SPD-Intellektuelle Peter Glotz streiten für eine nationale Gedenkstätte, die in Berlin eine dauerhafte Erinnerung an die 13 Millionen deutschen Opfer alliierter Willkür und roten Terrors schaffen soll. Ihre Gegner beklagen die angeblich verstörende Wirkung, die ein isoliertes nationales Gedenken auf unsere Nachbarn haben solle. Und sie beklagen ein angeblich einseitiges, verkürztes Geschichtsverständnis, sollte die Darstellung der Geschichte der Vertreibung der Deutschen erst im Jahre 1944 beginnen.

Dem letzteren Argument kann man voll und ganz beipflichten. Zwar fordert inzwischen auch Frau Steinbach einen weiteren Rückgriff in die Zeit. Ihr Vorschlag, die Geschichte der Vertreibung „*schon*“ 1933 beginnen zu lassen, greift – wie immer, wenn es um dieses magische Datum geht – dennoch zu kurz und zeugt davon, daß Frau Steinbach nicht unbedingt eine Kennerin der von ihr repräsentierten Materie ist. Vertreibungsverbrechen in den deutschen Ostprovinzen fanden bereits mit Ende des Ersten Weltkrieges statt: Als Westpreußen um den Preis des polnischen Korridors aufgrund Siegerwillkür vom Reich abgetrennt wurde, als Ost-Oberschlesien trotz Abstimmungsmehrheit für den Verbleib beim Deutschen Reich zu Polen kam, als Polen in der von Deutschland abgetrennten Provinz Posen in einem breiten Grenzstrei-

fen die Deutschen zwangsumsiedelte, neudeutsch: „*ethnische Säuberungen*“ betrieb, als den Sudetendeutschen der Anschluß an das Reich verwehrt wurde und sie tschechischer Unterdrückung ausgesetzt wurden. Und nicht zu vergessen die Südtiroler, denen die braunen Diktatorenfreunde Hitler und Mussolini nur die zynische Wahl ließen, entweder ihr Volkstum aufzugeben oder als Siedler im 1939 eroberten Warthegau und in den Weiten des später besetzten Ostens die Speerspitze von Himmlers Rasse- und Siedlungshauptamt zu spielen. „*Festigung deutschen Volkstums*“ nannte man diese Form der Vertreibung.

In diesem Punkt haben die Kritiker also recht: Die Vertreibung der Deutschen beginnt nicht erst 1944. Ihre Ursachen erschöpfen sich allerdings auch nicht im 30. Januar 1933, jenem Tag, an dem Hindenburg das deutsche Volk an Hitler auslieferte.

Aber es ist auch nicht so, wie es uns Joschka, das Flüchtlingskind, gerne weismachen möchte: „*Die gegenwärtige Debatte über Deutsche als Opfer, die vor allem mit dem deutschen Rückzug und dem Vormarsch der Roten Armee beginnt, halte ich für völlig verkürzt ... Damit relativiert man die historische Schuld und kommt in die unheilvolle Konfrontation einer verzerrten Geschichtswahrnehmung, ...*“. Joschka möchte vielmehr, daß wir uns fragen: „*Was haben wir uns selbst angetan? Was haben wir dadurch verloren?*“ Und angesprochen auf den „*Opferschmerz*“ belehrt er: „*Aber es muß der Schmerz darüber sein, was wir uns selbst angetan haben, und nicht darüber, was andere uns angetan haben.*“

Joschka, das Flüchtlingskind, läßt uns auch wissen, daß er sich nicht als Opfer fühle: „*Wer gegangen ist, hatte das bessere Los*“, behauptet der bekennende Heimatvertriebene der zweiten Generation. Fragt sich nur, ob diese Meinung auch die rund 2,5 Millionen Leidensgenossen teilen, die ihr Gegangen-worden-sein nicht überlebt haben. Antworten können sie zu Joschkas Glück nicht mehr geben. Und wenn man das Thema Vertreibung national erinnern wolle, so doziert Joschka weiter, dann bestehe „*der begründete Verdacht, daß es letztlich auf das Umschreiben von Geschichte hinausläuft, also eine Täter-Opfer-Verkehrung.*“ Dreizehn Millionen Täter also, die sich das alles selber zuzuschreiben haben?

In meiner Kindheit gab es in der Nachbarschaft einen Spielkameraden, den ich oft besucht habe. Die vor meinem geistigen Auge noch immer lebendigen Großeltern meines damaligen Freundes sind mir das Sinnbild für die Vertriebenengeneration. Sie eine alte Frau, klein, gedrungen. Tagein tagaus trug sie ihren bunten Arbeitskittel über der schlichten, bäuerlichen Kleidung. Ich kann mich nicht daran erinnern, daß sie diesen Kittel jemals abgelegt hätte – selbst Sonntags nicht.

Wenn sie in ihren Lederpantoffeln auf ihren krummen Beinen leicht hin- und herwogend über den Hof schlurfte, um nach den Hühnern zu sehen oder die Hasen zu füttern, dann hatte dieser Gang immer etwas schweres an sich. Diese Beine haben 1945 die damals junge Frau von Ostpreußen in den Westen getragen. Und unterwegs hat sie in diesem Elendswinter zu allem Überfluß auch noch ihre einzige Tochter, die Mutter meines damaligen Freundes, zur Welt gebracht. Wie ich sie in meinen Kindertagen bei ihrer Arbeit mit dem Kleinvieh sah, dann will es mir heute scheinen, als habe die Last dieser schweren Zeit noch immer auf ihrem Schritte gelegen.

Aber meines Freundes Oma klagte nicht. Ich habe keine Ahnung, was die Familie in Ostpreußen zurückgelassen hat. Ein großes Gut war es wohl kaum, denn herrschaftlich hat sich die Familie ihrem ganzen Wesen nach nie gegeben. Ostpreußische Kleinbauern werden sie gewesen sein. Und hier in der westdeutschen Fremde haben sie sich ihr eigenes kleines Stück Ostpreußen ein zweites Mal erschaffen. Ein großer Nutzgarten, der alles hergab, was der norddeutsche Sandboden gedeihen läßt: Bohnen, Gurken, allerlei anderes Gemüse und jede Menge Kartoffeln. Ein bißchen Federvieh und ein paar Hasen, ich glaube mich auch an eine Sau erinnern zu können. Auch Opa rackerte sich für dieses Stück neu geschaffener Heimaterde ab. Er beackerte die Beete, versah das bescheidene Haus, richtete hier den Hühnerstall und flickte dort den Zaun. Und wenn es an der Zeit war, dann schnappte er sich das Beil und schlug einem fetten Huhn für die Sonntagssuppe eigenhändig den Kopf ab.

Ich weiß nicht, ob die beiden Heimweh hatten, ich weiß auch nicht, ob sie jemals davon geträumt oder darauf gehofft haben, auf ihre ostpreußische Scholle zurückkehren zu können. Ich weiß nur, daß nie darüber geredet wurde. Und ich weiß, daß die beiden Alten niemals politische Menschen gewesen sind. Die Dinge kamen, wie sie kamen. Ihr kleines Stück Ostpreußen, das lag nun in Niedersachsen. Aber richtig angekommen, so schien es mir, sind sie in der neuen Heimat jedoch nie – zumindest mit dem Herzen nicht.

Dieses alte Ehepaar soll nun nach der Meinung unseres Joschka sich sein Schicksal selber angetan haben? Beide sollen nach der heute politisch korrekten Deutung der Ereignisse schuldige Täter und nicht etwa Opfer sein? Und sie sollen das bessere Los gezogen haben als ihre zurückgebliebenen Landsleute? Es fällt mir schwer, diesem Gedankengang irgendeine Logik abzugewinnen, wenn ich mich dabei an die Großel-

tern meines damaligen Spielgefährten erinnere. Täter sehen anders aus. Nein, Joschka, das paßt nicht zusammen!

Angesichts dieser Gedankengänge scheint es, als ob unser Joschka nun auch noch unter die gottesfürchtigen Christen gegangen ist. Denn das, was er uns präsentiert, ist biblische Logik, zum einen getreu alttestamentarischer Rachegefühle nach dem atavistischen Grundsatz: „*Auge um Auge, Zahn um Zahn*“ (z. B. 2. Mose 21,24). Und zum anderen dort, wo sich dem Humanisten die Nackenhaare sträuben, gelangt Joschka beim Neuen Testament an. Nach dem Matthäusevangelium soll Jesus das Vergeltungsdenken zwar für falsch erklärt haben (Mt. 5,38-39)<sup>1)</sup>, allerdings um den Preis, seine Schäfchen nun in die Rolle eines stoischen Erduldners zu drücken, der jeglichem Abwehrwillen entsagt.

Ganz in diesem Sinne sieht Joschka denn auch in aller Ruhe zu, wie sich in die Frage, ob wir Deutsche ein „*Zentrum gegen Vertreibung*“ einrichten, alle Welt – gebeten und ungebeten – einmischet. Besonders in Polen wird wieder einmal Stimmung auf unterstem Niveau gemacht wird.

Dieses Bild zeigt die Vorsitzende des Bundes der Vertriebenen auf der Titelseite eines polnischen Magazins. Es erinnert in seiner Gestaltung und Primitivität in frappierender Weise an die Hetztiraden gegen Deutschland im Zeitalter der beiden Weltkriege. Aber in Joschkas Denkkategorien ist an ihrer Verunglimpfung Frau Steinbach natürlich selber Schuld. Schließlich ist sie es höchstselbst gewesen, die einen Ort der nationalen Erinnerung an die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten forderte. Da darf man sich – der Fischerschen Logik folgend – auch nicht wundern, wenn die Nachbarn böse werden und muß ihm auch noch hübsch brav die andere Wange hinhalten.

---

1) Die erwähnte Stelle lautet: „<sup>38</sup>*Ihr habt gehört, daß gesagt ist: ‚Auge um Auge, Zahn um Zahn.‘* <sup>39</sup>*Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern: wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.*“



Da ist es am Ende nur zu gut zu wissen, daß Joschka auch ein Vertriebener ist – in zweiter Generation. Wir könnten sonst noch auf den dummen Gedanken kommen, daß ihn das Schicksal der Flüchtlinge überhaupt nichts angehe. Aber zum Glück wissen wir nun dank Joschkas Ausführungen, daß wir Täter und nicht etwa Opfer sind. Wie bitte, sie beherrschen die Joschkasche Logik, den Rückwärtssprung mit halber Drehung immer noch nicht? Na bitte, jetzt ist auch klar, warum nicht sie, sondern Fischer Außenminister geworden ist ...